

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 36 (1946)

Heft: 3

Artikel: Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor: Caren

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER EWIGE TRAUM

30. Fortsetzung

Vielleicht wäre alles nur ein Missverständnis, sagt' ich ihm und wenn Herr Raffal sich entschliessen könnte, den Herren vom Konsortium klipp und klar zu beweisen, worauf sein Verfahren eigentlich beruht, dann würde die Klage sicher zurückgezogen werden. Aber darauf hat er hartnäckig nicht angebissen. Und als ich dann darauf zu sprechen kam, dass doch schliesslich schriftliche Unterlagen für die Erfindung existieren müssten, da hat er nur ganz treuherzig gelächelt und gesagt, er wäre ein einfacher Mann und der Herr Raffal hätte ihn nie in seine Geheimnisse eingeweiht, sondern ihn bloss hin und wieder zu Handlangerdiensten gebraucht. Ich wusste ja, dass das Schwindel ist, und habe mir gedacht, ich will es andersrum anfangen. „Schade“, sag' ich zu ihm, „wirklich schade, dass man Ihrem Freund nicht helfen kann. Ein so interessanter Mensch! Sie müssen mir wenigstens noch ein bisschen von ihm erzählen, ich hab' eine Schwäche für exzeptionelle Menschen. Ich darf Sie doch zu einem Aperitif einladen? Nur ein paar Sekunden, ich zieh' mir bloss rasch ein Kleid an.“ Und dann hab ich mich hinter der Schranktür umgezogen. „In jedem Mann ist ein Kind und das will spielen“, dachte ich mir mit Nietzsches schönem Wort. Aber was soll ich Ihnen sagen? Es ist unglaublich, was so einfache Leute oft für ein feines Taktgefühl haben. Jeder andere hätte sich doch die Situation natürlich zunutze gemacht. Aber dieser Sarda, dieses schlichte Herz — weinen hätt' ich können vor lauter Rührung — die ganze Zeit, ich hab' ihn natürlich beobachtet, die ganze Zeit ist er brav am Fenster gestanden, mit dem Rücken zum Zimmer und...“

„Bloss keine dichterischen Umschreibungen“, sagt Lussac ziemlich übellaunig und kippt seinen Pernod hinunter. „Ihr Ritter ohne Furcht und Tadel hat eben nicht gewollt. Und sogar auch kein Geld, also?“

„Geld?“ sagt die Baronin in beinah verächtlichem Tonfall. „Gold hab' ich ihm gezeigt, im Schaufenster von Vare Clerf, gleich neben dem Kasino. Mir selber wird immer ganz schwindlig, wenn ich davorstehe — und „schauen Sie sich das an, Herr Sarda“, sag' ich zu ihm, „alles was hier liegt, könnte Ihnen gehören — wenn Sie wollten. Sie könnten Ihr Glück machen und dabei vielleicht noch Ihrem Freund einen Dienst erweisen.“

Einen Augenblick ist er ganz still gewesen und ich hab' schon geglaubt — statt dessen — „Schönen Dank, Frau Baronin“, sagt er ganz ruhig und zieht höflich den Hut, aber jetzt muss ich den Omnibus da nehmen, sonst hab' ich in Menton keinen Anschluss mehr.“ Und weg ist er. Ein grossartiger Charakter — wie von Racine gradezu!“

Aber Lussac scheint ihre moralischen Hochgefühle keineswegs zu teilen. „Verdammte Narretei“, murmelt er vor sich hin, was sich möglicherweise auf André Sarda bezieht und klappt seine goldene Zigarettendose so energisch zu, als ob er die Sitzung aufheben wollte.

Da aber tritt gerade der kleine rot und schwarz uniformierte Chasseur an den Tisch und meldet mit schreiendem Geflüster, dass draussen in der Garderothe ein Chauffeur wäre, der dem Herrn Baron etwas auszurichten hätte. Lussac runzelt nervös die Brauen, als ob er von diesem Intermezzo wenig erbaut sei, steht aber dann doch auf und geht langsam hinaus.

Als er nach ein paar Minuten wieder zurückkommt, sieht



Wintersunntig

We ds Poschthorn tönt, im Winterwald,
Wo d'Bäum i'r Sunne träume;
U d'Schneehäng lüchte, tief u' halt,
Blikt niemer gärn deheime.

S'zieht alles na de Bärge zue,
Mit Schi, us Grat u' Weide.
Mir finde dert, i freier Ruch,
Die schönste Winterfreude.

(C. Oesch)

Man erinnert sich noch gut an die furchtbare Brandkatastrophe, die am 24. August des vorletzten Jahres das kleine Dörlein Trans (Truns) im Domleschg, halbwegs zwischen Chur und Thusis, heimsuchte. Das Feuer, das durch die Unvorsichtigkeit spielernder Kinder in einer Scheune ausgebrochen war, verbreitete sich mit rasender Schnelligkeit und hatte innerhalb weniger Minuten das ganze Dorf erfasst, da die Häuser sehr nahe zusammenstanden und vollständig aus Holz gebaut waren. In kurzer Zeit waren fast sämtliche Gebäude mit allem Hab und Gut der Bewohner niedergebrannt; einzig die Kirche und einige wenige umstehende Häuser blieben durch ihre Distanz zum übrigen Dorf verschont. Die von den Feldern herbeieilenden Bauern fanden nur noch rauhende Trümmerhaufen, denn das Spritzenhäuschen stand als eines der ersten in

Flammen, ehe jemand das Dorf erreichen konnte. Glücklicherweise forderte das Unglück keine Menschenopfer, und die Transer mussten sich nur mit dem Verlust ihrer ohnehin schon kläglichen Habe abfinden. Die Lage der bedauernswerten Leute gestaltete sich durch das Heranrücken des Winters recht bedenklich; sofortige Hilfe tat not. Bund und Kanton sorgten zunächst für die dringendsten Bedürfnisse, für eine ausreichende Unterkunft für Menschen und Tiere. Mit rasch errichteten Militärbarracken mussten sich die Transer für den Winter und den nächsten Sommer begnügen; bequem waren diese provisorischen Wohnungen allerdings nicht, und der Kammeradschaftsgeist der Leute wurde auf eine harte Probe gestellt.

Man wartete natürlich nicht lange mit dem Beginn der Wiederaufbauarbeiten.

Trans im Wiederaufbau



Die Kirche von Trans, die von der grossen Feuersbrunst verschont geblieben war. Daneben eines der ebenfalls erhaltenen Wohnhäuser und im Vordergrund drei behelfsmässige Notshütten für Heu und Werkzeuge. Rechts: Der Gemeindepräsident geht zum Brunnen, um Wasser für das Haus oder den Stall zu holen. Er ist zufrieden, dass das Dorf wiedererstehen wird, und dass er nachher das Wasser im eigenen Haus haben wird

er noch um einige Schattierungen finsterer aus als zuvor „geradezu gefährlich“, denkt die Baronin mit angenehmem Gruseln.

„Etwas Ärgerliches?“ fragt sie fast zärtlich besorgt.

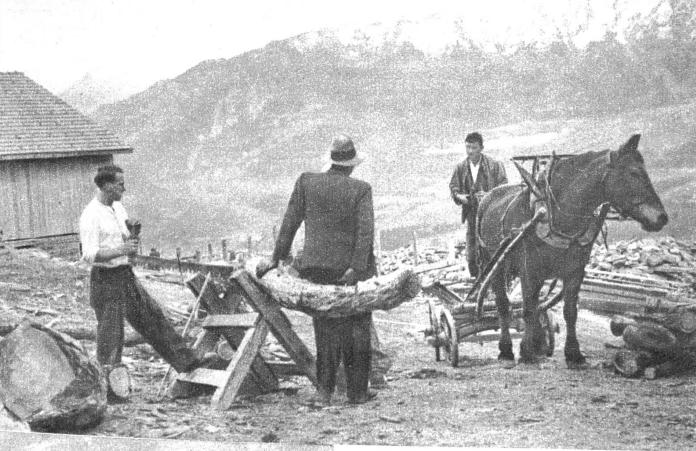
Lussac antwortet zunächst nicht, sondern kaut nur verbissen an seiner Unterlippe. Endlich sagt er knurrend:

„Dass man selbst mitten in der Nacht nicht seine Ruhe haben kann! Immer dieser blinde Eifer, als ob man schlechte Nachrichten nicht noch früh genug bekäme. Wissen Sie, was mir der Mann gesagt hat? Dass sie den Raftal morgen aus der Untersuchungshaft entlassen werden. Der Blanchard soll irgendwie die Kautionsverschaffung haben. Jetzt ist der Saustall fertig. Fein stehen wir da! Nie wird man die Papiere jetzt mehr bekommen.“

Die Baronin schweigt zunächst, um den Zorn ihres Freundes nicht auf ihr eigenes mehr oder minder unschuldiges Haupt zu lenken. Dann meint sie mit sanftem Vor-



Die primitive Seilbahn, mit der die Baumaterialien bis ins Dorf befördert werden. Es ist zwar bei hoher Busse verboten, sie zur Personenbeförderung zu benutzen. Unten links: Die vier Schüler des Lehrers vor dem „Schulhaus“, einer kleinen Notunterkunft. Unten rechts: Der Gemeindepräsident geht zum Brunnen, um Wasser für das Haus oder den Stall zu holen. Er ist zufrieden, dass das Dorf wiedererstehen wird, und dass er nachher das Wasser im eigenen Haus haben wird



Der Bauplatz, wo das Holz aus den umliegenden Wäldern zersägt und gehobelt wird. Rechts ein typischer Bündner Karren, wie sie dort gebräuchlich sind

mehr bauen, sondern gesunde, menschewürdige Wohnungen.

Heute steht die erste Bauetappe des neuen Truns vor ihrem Abschluss; seit dem Juni des letzten Jahres entstanden in angestrengter Arbeit drei Wohnhäuser mit drei Ställen, die noch vor dem Winter von ihren Besitzern bezogen werden konnten. Die zweite Bauetappe wird bis Ende 1946 dauern, in deren Verlauf noch weitere neun Wohnhäuser mit den dazugehörigen Ställen und Scheunen entstehen werden.

Es wäre verfehlt, sich dieses Bauen so einfach vorstellen zu wollen wie die Errichtung eines Gebäudes im Flachland. Die grössten Schwierigkeiten und Kosten verursacht der Transport der Baumaterialien, die mittels einer primitiven Seilbahn aus dem Tal heraufgefördert werden müssen. Das ganze Dorf kommt deshalb unverhältnismässig hoch zu stehen; ein Kubikmeter Holz allein kostet zirka 220 Franken, obwohl er zum grössten Teil aus dem Eigentum der Transer stammt. Die Kosten eines Wohnhauses mit Stall belaufen sich auf 95 000 Franken, eine riesige Summe für die Bevölkerung eines kleinen Bergdorfes,

deren ganzer Erwerb in einer kargen Landwirtschaft besteht. Bund und Kanton leisten je einen Beitrag von 30 Prozent, ein Teil des Schadens wurde durch die Brandversicherung gedeckt und den Rest hat die Gemeinde selbst zu tragen. Fürwahr keine geringe Belastung für ein Bergvölklein!

Während der Woche herrscht in Trans reges Leben; zu den ungefähr 50 Einwohnern gesellen sich etwa 40 Bauarbeiter, die unter der Leitung von drei bewährten Architekten stehen. Ein kleines Barackendorf hat sich am Rande des alten Trans gebildet, in dem die Transer selbst und die Arbeiter in einem freundschaftlichen Verhältnis leben. Neben den Schlafbaracken steht eine mächtige Kantine, wo die Zimmerleute und Maurer essen und den Feierabend in gemütlichem Beisammensein verbringen; die meisten von ihnen kommen aus den benachbarten Tälern und kehren am Sonntag zu ihren Familien zurück; aber auch die Bewohner von Trans helfen am Wiederaufbau ihres Dorfes wacker mit, wenn sie nicht gerade mit den Feldarbeiten beschäftigt sind.

Trans ist nicht sehr kinderreich, aber auch diese wenigen Kinder brauchen ihre Schulumbildung; deshalb hat man in einer der Baracken ein Schulzimmer eingerichtet, in welchem der Lehrer seine vier Schüler, einen Knaben und drei Mädchen, unterrichtet. Daneben ist der Lehrer aber auch Landwirt, und unser Reporter traf ihn gerade, als er mit dem Schubkarren Kartoffelstauden auf den Miststock führte. Es war an jenem Unglückstag der erste, der auf dem Acker draussen das Feuer entdeckte und zum Spritzenhäuschen eilen wollte; aber der Weg war ihm bereits durch das Feuer abgeschnitten, und so musste er ohnmächtig der Vernichtung seines Dorfes zusehen. Aber er ist froh, dass er und seine Mitbürger nun schöne und saubere Heimstätten erhalten werden, in denen seine kleinen Schüler besser gedeihen können als in den muffigen und finsternen Zimmern der alten Häuser.

Die Katastrophe von Trans war bestimmt ein grosses Unglück und der Verlust vieler Güter unüberbrücklich; da das Feuer aber kein menschliches Opfer forderte, betrachten es wenigstens die einzigartigen Transer auch als ein Segen, der ihnen die Wohltat gesunder und schöner Wohnungen bringen wird. Und in diesem Sinn war das Unglück gar nicht so gross, wie es von der rein materiellen Seite gesehen zunächst scheinen möchte. Nachdem der erste Schrecken überwunden war, freuen sich die Transer nun um so mehr auf ihr neues, schmuckes Dorf, auf ihre hellen und geräumigen Wohnungen, in denen Luft und Sonne Heimatrecht genießen werden.

kwe.

„Lächerlich, die Papiere wären ihm doch bei seiner Inhaftnahme abgenommen worden. Die Taschen werden doch durchsucht. Man sieht, Sie haben keine rechte Erfahrung auf diesem Gebiet.“

Aber seine Partnerin gibt sich nicht geschlagen. Ihre Antwort klingt sogar beinah überlegen.

„Natürlich doch nicht so in der Tasche, meine ich, sondern... Ich hab' das gerade gestern in einem Spionagefilm gesehen. Vielleicht ins Futter seines Jackett eingenäht, meine ich. Es gibt ganz dünnes Papier, das gar nicht knistert. Und im übrigen kann man ja auch auf irgendeinem anderen Stoff schreiben, auf dünner Seide zum Beispiel. Sie wissen doch, in China hat man schon vor tausend Jahren...“

Lussac unterbricht den drohenden Exkurs über ostasiatische Kunst mit einer ungeduldigen Handbewegung, die sie zum Schweigen bringt. Er starrt versonnen ins Leere, ohne zu bemerken, dass eine überreife Engländerin am

Nebentisch sich durch diesen langen Blick angenehm betroffen fühlt. Dann pfeift er leise durch die Zähne.

„Gar nicht so dumm“, sagt er mit nachlässiger Anerkennung und schenkt der geschmeichelten Baronin ein gönnerhaftes Lächeln. „Gar nicht so dumm! Man müsste nur eben Gelegenheit haben, ihn in aller Ruhe gründlich zu durchsuchen.“

Wieder versinkt er in längerem Nachdenken. Dann stößt er plötzlich mit einer entschlossenen Bewegung seinen Stuhl zurück und sieht nach der Uhr. Er scheint es auf einmal ungemein eilig zu haben. „Muss mal gleich noch einen wichtigen Gang erledigen“, wirft er rasch der Baronin hin, die diesen überstürzten Aufbruch etwas kränkend findet. Aber sie ist geistesgegenwärtig genug, ihn noch wenigstens sanft an die Rechnung zu mahnen, die er vor lauter Eile um ein Haar vergessen hätte.

22.

Der Nachrichtendienst des Barons Lussac hat durchaus zuverlässig gearbeitet. Mehr als der halbe Tag geht zwar noch mit allerlei Formalitäten hin, aber kurz nach fünf Uhr kann Maître Blanchard, glücklich über den raschen Erfolg seiner Schritte, den gegen Kauktion aus der Haft entlassenen Untersuchungsgefangenen Dominik Raffal im Büro der Verwaltung abholen und durch einen Seitenausgang zum Auto bringen. „Die Reporter und Photographen vor dem Hauptportal können lange lauern“, sagt er mit beinah jungenhafter Schadenfreude, während er den Motor anspringen lässt. „Ich denke, Sie kommen jetzt gleich mit mir in meine Privatwohnung, damit wir alles weitere bei einer Tasse Tee in Ruhe miteinander besprechen können. Im Büro wären wir doch nicht vor Presseleuten sicher.“

Raffal muss sich einen kleinen Ruck geben, um die freundliche Einladung mit ein paar höflichen Worten anzunehmen. Am liebsten möchte er jetzt überhaupt keinen Menschen sehen, aber schliesslich kann man nicht gut ablehnen.

In der wohltuend gepflegten Atmosphäre des Hauses beginnt die krampfhalte Angespanntheit seiner Nerven sich allmählich zu lockern.

Und als er sich dann zu Blanchard an den Schreibtisch setzt, wo schon ein dickes Aktenkonvolut aufgeschlagen liegt, fühlt er, dass sein Kopf plötzlich wieder freier und klarer arbeitet.

Der Maître bemerkt mit freudiger Überraschung die wohltätige Veränderung im Wesen seines Klienten und überlegt im stillen, ob er nicht gleich diese gute Stunde benutzen soll, um eine Aussprache zwischen Raffal und Ariel Caliga herbeizuführen. Aber als er nur ganz nebenbei diesen Namen erwähnt, geht in Raffals Gesicht eine merkwürdige Veränderung vor, etwas wie eine plötzliche Versteinerung, so dass es geraten erscheint, dem Gespräch rasch eine andere Wendung zu geben. Es ist sowieso nicht ganz einfach, Raffal auf diplomatische Weise von der Frage abzulenken, woher die Kauktion für seine Freilassung eigentlich gekommen ist. Aber es gibt zum Glück so vielerlei anderes, worüber zu reden ist. Sehr wichtig zum Beispiel wird es sein, dass Raffal die Möglichkeit erhält, wieder sein Laboratorium zu benutzen, das noch immer versiegelt ist. Nur für die Wohnräume hat sich schon damals gleich nach dem Einbruch die Aufhebung der gerichtlichen Beschlagnahme erreichen lassen. Wenn, wie zu befürchten, die gestohlene Quarzampulle unauffindbar bleibt, muss Raffal sich sofort an die schwierige Arbeit machen, eine entsprechende Quantität seines Elements neu herzustellen, um vor gerichtlichen Sachverständigen sein Verfahren demonstrieren zu können.

Es geht schon auf Acht, als die Beratung schliesslich beendet ist. Aber als der Erfinder sich rasch verabschieden will, hält ihn Blanchard zurück.

„Wollen Sie wirklich noch heute abend nach der „Alten Mühle“ hinaus?“ fragt er etwas besorgt. „Sie haben doch wahrscheinlich keine Verbindung mehr von Menton?“

Raffal zuckt die Achseln. „Macht nichts, ich bin den Weg schon oft zu Fuss gegangen. Knapp dreiviertel Stunden.“

Blanchard schüttelt bedenklich den Kopf und schaut zum Fenster, an dem gerade ein paar schwere Regentropfen aufschlagen.

„Das wird ein Hundewetter“, sagt er und überlegt dabei, dass es auch abgesehen vom Wetter für Raffal vielleicht einigermassen riskant sein könnte, den Weg so allein bei stockfinsterer Nacht zu machen. „Wenn Sie in unserm Fremdenzimmer übernachten wollen —“

Aber Raffal will nichts davon hören. Er hat es eilig heimzukommen, wenn ihn auch niemand heute erwartet, denn der Junge ist natürlich noch bei André und bisher ist keiner von beiden verständigt worden.

Schliesslich aber gelingt es Blanchard, seinen Klienten zu einem „Vergleich“ zu überreden, wie er lachend sagt:

„Wir essen noch rasch hier zu Abend, und dann fahre ich Sie mit dem Wagen selber zur „Alten Mühle“ hinaus.“

„Ich weiss wirklich nicht, wie ich Ihnen für all Ihre Freundschaftlichkeit danken soll, Maître“, sagt Raffal in einem vor innerer Bewegung beinahe etwas feierlichen Ton. Aber Blanchard schüttelt lachend den Kopf.

„Alles nichts als beruflichen Ehrgeiz. Sie sind der interessanteste Fall meiner ganzen Praxis. Wenn Sie jetzt noch fünf Minuten meiner Frau Gesellschaft leisten wollen. Ich packe nur eben die Akten zusammen.“

Und damit drängt er seinen Gast freundlich zur Tür, um dann, rasch an den Schreibtisch zurückgekehrt, die Nummer des „Hotel des Etrangers“ zu verlangen, wo Ariel Caliga schon lange auf seinen Anruf wartet.

Seit sechs Uhr sitzt sie vor dem kleinen Tisch in ihrem Hotelzimmer und starrt abwechselnd auf die Uhr und auf den Telephonapparat, der hartnäckig stumm bleibt. Einmal läutet er, aber da ist es eine falsche Verbindung. Und als endlich, endlich ein paar Minuten vor Acht der ersehnte Anruf kommt, ist es eine Enttäuschung.

Sie hört es gleich an dem etwas befangenen Ton, in dem Blanchard spricht. Ja, er habe zwar seinen Klienten jetzt wesentlich ruhiger gefunden — nicht mehr so teilnahmslos. „Es sah beinah so aus, als ob man vielleicht den Versuch machen könnte, Sie mit ihm zusammenzubringen. Aber schon die ganz beiläufige Erwähnung Ihres Namens ergab eine so heftige, wenn auch nur mimische Reaktion, dass —“

Die Stimme am Telephon stockt und Ariel unterbricht rasch dies bedauernde Zögern.

„Gut“, sagt sie in einem erzwungenen festen Ton, „gut — oder vielmehr schlimm. Jedenfalls also bleibt Ihrer Meinung nach nichts anderes übrig, als noch weiter abzuwarten, ein paar Tage oder —“ das klingt nun doch fast wie ein Verzweiflungsschrei — „ein paar Wochen oder — — —“

Sie hört nur noch mit halbem Ohr, dass die Stimme am Telephon ihr ermutigend zuspricht. „Sie können ganz ruhig sein, ich werde tun, was ich irgend kann. Ich fahre ihn heute abend noch selber zur „Alten Mühle“ hinaus. Vielleicht finde ich unterwegs irgendwie leichter Zugang zu ihm.“

Dann ist das Gespräch zu Ende und Ariel sitzt wieder mit starren Augen vor dem verstummtten Apparat, der sie in seiner gleichgültigen, vernickelten Korrektheit höhnisch anfunkelt wie ein böses, verstocktes kleines Tier. Sie muss sich abwenden, um nicht mit der Faust danach zu stossen. Sie springt auf und beginnt im Zimmer auf und ab zu laufen, mit langen, rastlosen Pantherschritten, als ob sie sich selber davonlaufen möchte. Wenn wenigstens Yvo jetzt da wäre.

(Fortsetzung folgt)

Bierquelle

Casino